

Bischöfliches Vertrauen **Wolfgang Hubers Deutungskünste***

Auch Joseph Ratzingers alleinseligmachende Kirche bleibt von Konkurrenz nicht verschont, obwohl ihr oberster Vertreter keine Begeisterung dafür aufbringen mag. So wurde beispielsweise 2007 in einem Dokument der vatikanischen Kongregation für die Glaubenslehre bekräftigt, dass protestantische Kirchen „die apostolische Sukzession im Weihesakrament nicht besitzen und ihnen deshalb ein wesentliches konstitutives Element des Kircheseins fehlt.“ Man könne sie deshalb nicht als „Kirchen“ im eigentlichen Sinn“ bezeichnen.¹

Nun ist die Methode, konkurrierende Institutionen verbal abzuqualifizieren und ihnen auf die eine oder andere Weise die Kompetenz abzusprechen, nicht unbedingt neu und auch keineswegs auf das religiöse Leben beschränkt. Die mangelnde Wertschätzung durch Papst und Vatikan hindert aber die Vertreter der protestantischen Kirchen nicht daran, sich ihrerseits zu Wort zu melden und ihre Sicht auf die Welt im Allgemeinen und den Glauben im Besonderen zu präsentieren. Dass sie dabei nach katholischer Auffassung „die ursprüngliche und vollständige Wirklichkeit des eucharistischen Mysteriums nicht bewahrt haben,“² muss nicht unbedingt gegen sie sprechen, denn in früheren Arbeiten habe ich gezeigt, wohin man gelangt, wenn man sich im Rahmen dieser vollständigen Wirklichkeit bewegt.³ Darf man also annehmen, dass protestantische Theologen in ihren Gedankengängen nicht ganz so sehr auf Abwege geraten wie der höchste Bewahrer des eucha-

ristischen Mysteriums? In den folgenden Abschnitten will ich dieser Frage am Beispiel des evangelischen Bischofs Wolfgang Huber nachgehen und untersuchen, wie er die „Grundworte des christlichen Glaubens“⁴ interpretiert. Wolfgang Huber war Theologieprofessor in Heidelberg, bevor er 1994 Bischof von Berlin-Brandenburg und 2003 zusätzlich Ratsvorsitzender der Evangelischen Kirche in Deutschland wurde. Seit 2009 befindet er sich im Ruhestand. Man darf gespannt sein, welche Einsichten ein derart hochrangiger Vertreter des deutschen Protestantismus vorzubringen hat.

In seinem Buch „Darauf vertraue ich“⁵ will uns Huber mit einer Auswahl besonders vertrauenswürdiger Texte christlicher, vor allem biblischer Herkunft bekannt machen und ihre heilsame Bedeutung für das menschliche Leben erläutern. Sein Ausgangspunkt sind die drei Fragen „Wer bin ich? Wie gehe ich mit anderen um? Was gibt mir Gewissheit?“, die sich seiner Auffassung nach jedem Menschen stellen, denn „wir alle suchen nach Antworten.“⁽⁷⁾⁶ Das ist für den Anfang schon eine recht gewagte Behauptung, denn es soll Menschen geben, die sich für Gewissheiten nicht übermäßig interessieren, da sie davon ausgehen, dass es keine gibt. Huber hat natürlich eine andere Perspektive. Er setzt voraus, dass wir einen Halt suchen, „den wir uns nicht selbst geben können. Damit wir die Endlichkeit unseres Lebens annehmen und bejahen können, muss unsere Hoffnung weiter reichen als bis zum Ende unseres Lebens.“⁽⁷⁾ Der Papst hät-

te es nicht besser sagen können, aber diese Verwandtschaft macht die Aussage nicht akzeptabler. Man kann die Endlichkeit des Lebens durchaus annehmen und sogar bejahen, ohne eine illusorische Hoffnung über das Lebensende hinaus zu hegen; nur weil der Tod eine erschreckende Aussicht sein mag, muss man nicht folgen, dass es nach dem Tode ein weiteres Leben gibt. Und man kann einen Halt, den man vielleicht sucht, in anderen Menschen, in Aufgaben, in Interessen finden.

Huber braucht aber seine unzulässigen Verallgemeinerungen, weil er auf das Urvertrauen hinaus will, das uns alle erfüllen soll. „Wir leben aus einem Urvertrauen und zehren ein Leben lang davon. Manchmal fragen uns andere danach. Wir sollten ihnen Auskunft geben können, denn viele tragen eine solche Gewissheit nicht in sich.“(9) Einerseits haben wir also alle ein Urvertrauen in uns, andererseits gibt es allem Anschein nach viele, denen es fehlt – es ist nicht so ganz klar, wer „wir“ eigentlich sein sollen. Das schadet aber nichts, da Huber nun in der Suche nach dem Urvertrauen einen Grund gefunden hat, warum wir „heute neu nach Schlüsseltexten des christlichen Glaubens“ fragen,(9) und mit der Vorstellung seiner „Grundworte des christlichen Glaubens“ beginnen kann.

Er beginnt mit dem 23. Psalm, dessen bekannte Eingangsworte „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln“ immer wieder gerne zitiert werden. Dass es in diesem Psalm um ein Vertrauen geht, „das an den Grenzen des Lebens Bestand behält,“(12) will unser Autor verdeutlichen, indem er an die Ereignisse des 11. September 2001 erinnert. Nach dem Terroranschlag auf das World Trade Center habe man bei einem Gottesdienst in Berlin „Zu-

flucht zur Sprache der Bibel“ genommen, „vor allem zum 23. Psalm, dem Vertrauenspsalm.“(12) In Anbetracht der Terroropfer erscheint das ein wenig seltsam. Wurde nicht gerade das „Urvertrauen“ Tausender Menschen grausam getäuscht? Hat der Herr, der absolut vertrauenswürdige Hirte, den Opfern des Anschlags einen Tisch im Angesicht ihrer Feinde bereitet, wie es der Psalm so poetisch formuliert? Hat er ihren Angehörigen Gutes und Barmherzigkeit geschenkt, worüber sich der Psalm so lobend äußert? Er hat nichts dergleichen getan, sondern – wenn man einmal seine Existenz voraussetzt – wieder einmal bewiesen, dass ihm das Schicksal der Menschen völlig gleichgültig ist. Daraus eine Aufforderung zum Gottvertrauen abzuleiten, ist doch etwas gewagt.

Doch Vertrauen, so teilt uns Huber mit, zeigt sich ja „nicht darin, dass jemand auf die theoretische Frage, woher das Böse kommt, eine Antwort weiß. Es zeigt sich darin, dass er auch angesichts des Bösen nicht kapituliert.“(13) Um diesen schönen Satz einmal mit dem 23. Psalm in Verbindung zu bringen: Da gibt es einen guten Hirten, der uns alle möglichen Wohltaten, sozusagen das Blaue vom Himmel verspricht. Leider haben die Versprechungen nicht allzu viel mit der Realität zu tun, da nun einmal immer wieder das Böse auftaucht. Der Hirte hat sich daher als unfähig erwiesen, seine Versprechungen einzuhalten, woran sich aber der Mensch nicht stören soll, weil sich eben darin das Vertrauen zeigt. Die Schlussfolgerung ist nicht ohne Weiteres nachvollziehbar, und „die Gewissheit, dass Gott es gut mit uns meint“, (15) mag in Anbetracht des noch immer offenen und drängenden Theodizee-Problems manchem als zynische Anmaßung erscheinen.

Dass ein gewisses Maß an Vertrauen im Rahmen der zwischenmenschlichen Beziehungen unerlässlich ist, dürfte kaum jemand bestreiten, auch und gerade im wirtschaftlichen Bereich, denn „das Geschäft zwischen Lieferanten und Kunden oder das Geschäft zwischen Banken beruht auf Vertrauen.“(17) Das ist zwar ein wenig zu kurz gefasst, denn solche Geschäfte beruhen selbstverständlich auch auf gesetzlichen Regelungen, die davon ausgehen, dass man es mit dem Vertrauen besser nicht übertreiben sollte, weil man sonst schnell in Schwierigkeiten geraten kann. Dennoch darf man die Rolle des Vertrauens unter den Menschen nicht unterschätzen. Diese Art des Vertrauens dient Huber aber nur als Ansatzpunkt zu einem weitaus zweifelhafteren Vertrauensbegriff. „Entscheidend freilich ist nicht das Vertrauen, das wir anderen Menschen entgegenbringen ... Eine feste Grundlage für unser Leben erreichen wir erst dann, wenn wir ein letztes Vertrauen nicht in uns selbst und andere Menschen, sondern in Gott setzen.“(17) Das hätte er gern. Bedauerlicherweise zeigt die Geschichte der Menschheit und insbesondere die Geschichte des menschlichen Leidens, dass ein solches Gottvertrauen alles andere als angebracht ist, da der allmächtige Gott keinen sehr entgegenkommenden Umgang mit dem Vertrauensvorschuss der Menschen an den Tag legt und sie ungerührt dem Bösen in der Welt überlässt, das es ohne seinen Willen nicht geben könnte. Wenn es tatsächlich „der entscheidende Inhalt des Glaubens“ sein sollte, „dass Gott der Anker unseres Vertrauens ist“, (17) dann ist es um den Glauben schlecht bestellt. Und wenn Huber meint, nur das Gottvertrauen bilde „eine Basis dafür, das Vertrauen zu anderen Menschen zu erneuern und ...

nicht zu verzagen,“(17) dann sollte er vielleicht erklären, warum erstens Gott dieses Vertrauen immer und immer wieder enttäuscht, und warum zweitens viele Menschen, die sich von jeder Gottesvorstellung gelöst haben, dennoch problemlos zu zwischenmenschlichem Vertrauen in der Lage sind.

Der Sinn der Schöpfung

In seinem Abschnitt über das geschenkte Leben präsentiert Huber den Grundsatz des Apostolischen Glaubensbekenntnisses, nach dem Gott der Schöpfer des Himmels und der Erde sei, sowie Luthers Erklärung dazu aus dem Kleinen Katechismus. Aus den biblischen Schöpfungsberichten zieht er die Folgerung, Gottes Schöpfung sei gut, und kommt nach einigen Umwegen zu dem Schluss, „das dankbare Staunen über die Wunder der Schöpfung wie über unser eigenes Leben“ sei „der Anfang des Gottvertrauens.“(20) Worauf dieser Schluss beruht, verrät er uns nicht. Dass man beim Betrachten der Natur, beim Nachdenken über das Universum leicht ins Staunen geraten kann, will ich keineswegs bestreiten. Bei der Vorstellung einer göttlichen Person, die das alles aus eigener Machtvollkommenheit geschaffen haben soll, ist allerdings noch ein weitaus höheres Maß an Staunen angebracht, da dieser Gott deutlich komplexer sein müsste als seine Schöpfung. Warum sollte man das Staunen über die Welt ersetzen durch ein Staunen über einen unfassbaren Gott, der zudem auch noch das Böse in der Welt gleich miterschaffen und sich deshalb keineswegs nur Dankbarkeit oder gar Vertrauen verdient hat? Huber weiß die Antwort: „Weil wir ihm das All verdanken, in dem wir leben und uns bewegen, nennen wir ihn allmächtig,“

womit gemeint sei, „dass das Ganze der Welt, in der wir leben, von der Wirklichkeit Gottes umfassen und durchdrungen wird.“(21) Eine schöne und unverbindliche Formulierung, mit der Huber von der misslichen Tatsache ablenken will, dass ein allmächtiger Gott nun einmal zu allem imstande sein müsste und daher auch für die eher unschönen Seiten seiner Schöpfung verantwortlich gemacht werden kann. Wenn man aber Probleme mit den unerwünschten Konsequenzen der Allmacht hat, liegt es nahe, den Begriff so umzudeuten und seines Sinnes zu berauben, dass am Ende nur noch die Wirklichkeit Gottes übrig bleibt, die das Ganze der Welt umfängt. So löst man keine Probleme, so verschleiert man sie in einer Wolke schöner Worte.

Von solchen kleinen Schwierigkeiten unbeeindruckt erläutert unser Autor nun, das „Staunen über die Schöpfung“ gebe „unserem Gottvertrauen eine innere Gewissheit,“ der Schöpfungsglaube ver helfe „der Dankbarkeit zur Sprache“, und „in dieser Dankbarkeit nimmt das Vertrauen, dass Gott es mit mir selbst und mit der Welt gut meint, konkret Gestalt an.“(21) Aus der puren Existenz des Universums und des Lebens kann man somit nicht nur schließen, dass der Schöpfer ausgesprochen vertrauenswürdig ist, man weiß sogar Bescheid über seine Intentionen: Er meint es gut mit der Welt und mit uns. Huber kommt nicht auf den Gedanken, dass man die Lage auch anders sehen könnte. Wer etwas erschafft, muss es noch lange nicht gut mit seiner Schöpfung meinen, er könnte sie auch zu Versuchszwecken aufgebaut haben und sich an den unbeholfenen Versuchen seiner Geschöpfe erfreuen, mit ihrer komplizierten Situation fertig zu werden. Oder er

könnte sie bald nach dem Schöpfungsakt vergessen haben, weil sich ein interessanteres Spielzeug fand. Der Verlauf der Weltgeschichte gibt Anlass zu der Vermutung, dass solche Verhaltensweisen dem göttlichen Umgang mit der Schöpfung näher kommen als es Huber lieb sein kann. Huber teilt uns nun mit, wir Menschen seien Beziehungswesen, aber „unter der Vorherrschaft einer egoistischen Lebensorientierung trat das in den Hintergrund. Doch das bloße Kreisen um sich selbst ist schöpfungswidrig.“(22) Seltsam nur, dass das große Ziel jedes Christen, der Eingang ins Paradies, ein äußerst egoistisches Ziel darstellt und die christliche Religion diesen Heilsegoismus ganz entschieden fördert. Dass die Menschen „zum Ebenbild Gottes geschaffen“ sind, (23) hilft Huber da auch nicht weiter, denn gerade Gott hat sich im Verlauf seiner biblischen Karriere nicht unbedingt als soziales, sondern eher als egozentrisches Wesen gezeigt, dem der eigene Wille über alles geht. Der menschliche Egoismus scheint daher nicht schöpfungswidrig, sondern eher schöpfungs- und sogar gotteskonform zu sein.

Kaum hat Huber seiner Meinung nach eine Begründung des Gottvertrauens geliefert, macht er sich auch schon daran, die Naturwissenschaften in ihre Grenzen zu verweisen, wobei er von der Schöpfungserzählung ausgeht. Die bestehe nämlich aus zwei unterschiedlich akzentuierten Erzählungen, eine zum globalen Schöpfungs werk und eine weitere zum Menschen, „der nicht nur ein Teil der Schöpfung ist, sondern sich zu ihr verhält.“(24) Schon wegen dieser zwei Erzählungen dürfe man „nicht die Vorstellungswelt dieser Erzählungen zum Inhalt des Glaubens machen,“(24) sondern müsse verstehen, dass sie „die Dankbarkeit für das Geschenk der

Schöpfung mit Hilfe der Vorstellungswelt ihrer Zeit“ verdeutlichen. Wirft man nun einen Blick in die Schöpfungsgeschichte, so stellt man fest, dass sie in ihrem ersten Teil berichtet, wie Gott Himmel und Erde bis hin zum Menschen geschaffen hat, während sie im zweiten Teil näher auf die Umstände der Erschaffung des Menschen eingeht und von der schönen Zeit im Paradies erzählt. Hier stehen – mit Ausnahme einer geänderten Reihenfolge bei der Erschaffung des Menschen und der Erschaffung von Fauna und Flora – keine unterschiedlich akzentuierten Erzählungen nebeneinander, hier wird ein im ersten Teil der Schöpfungsgeschichte knapp umrissener Bericht anschließend genauer ausgeführt, da es zur Erschaffung von Himmel und Erde nichts mehr zu sagen gibt und man irgendwann einmal mit der Geschichte der Menschheit anfangen musste. Wie Huber aus diesem nicht ungewöhnlichen Aufbau einer Erzählung schließt, man dürfe ihre Inhalte nicht zum Glaubensgegenstand machen, bleibt unerfindlich. Ebenso unbegründet bleibt der Schluss, die Bibel sehe in den Menschen „nicht Diener der Götter, sondern Gottes Ebenbild.“(24) Sicher: Diener der Götter können die Menschen in der Welt der Bibel nicht sein, da es nur noch einen Gott gibt und der Plural unangebracht wäre. Aber dieser Gott verlangt von seinen Ebenbildern unbedingten Gehorsam, und wenn es diesen Ebenbildern einfällt, einmal gegen seine Regeln zu verstoßen, kann er sehr schnell deutlich machen, dass ein Ebenbild nun einmal nicht das Original ist und dass die stärkeren Argumente auf der Seite der göttlichen Gewalt liegen – die biblischen Geschichten sind voll von Beispielen dieser etwas asymmetrischen Ebenbildlichkeit.

Die Würde des Menschen als eines der drei zentralen Elemente des biblischen Schöpfungsgedankens zu benennen – neben der Überlegenheit des Schöpfers und der Einheit der Schöpfung – erscheint daher etwas gewagt. Dass sie dort keine nennenswerte Rolle spielt, sieht man spätestens dann, wenn man die Erzählung über das Paradies weiter verfolgt. Bekanntlich stand dort im Garten Eden der Baum der Erkenntnis des Guten und des Bösen, und Gott verbot seinen mit Würde ausgestatteten Ebenbildern, von den Früchten dieses Baumes zu essen, „denn an dem Tage, da du von ihm isst, musst du des Todes sterben.“^{7,8} Ich will einmal von der Frage absehen, wie in einer derartigen Drohung wohl die „Dankbarkeit für das Geschenk der Schöpfung“ veranschaulicht werden soll. Entscheidend ist, dass Gott hier den Menschen, den Ebenbildern Gottes, für eine eher harmlose Regelübertretung den Tod androht und sich dabei auch noch den Spaß erlaubt, sie in völliger Ahnungslosigkeit zu belassen: Sie konnten ja noch nicht wissen, dass ein Bruch der göttlichen Regeln eine böse Handlung sein muss, da ihnen das Essen vom Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen verwehrt blieb. Geht man so mit seinen Ebenbildern um? Vor allem dann, wenn man ihnen nach Hubers Auffassung eine eigene Würde zugestehen will? Gottes und Hubers Vorstellung von Menschenwürde laufen darauf hinaus, dass der Mensch Gottes Würde zu achten hat und umgekehrt Gott mit dem Menschen tun kann, was er will. Damit verdeutlicht man tatsächlich „die Überlegenheit des Schöpfers,“(24) aber sicher nicht die Würde des Menschen, eher seine Herabwürdigung zu Gottes Spielzeug. Huber hat nun aber endlich den richtigen Ausgangspunkt gewonnen, um sich den

Naturwissenschaften zuzuwenden. Indem er von seiner weichspülenden Interpretation der Schöpfungsgeschichte ausgeht, verkündet er, „an diese Einsicht in den guten Sinn der Schöpfung reichen die naturwissenschaftlichen Theorien über die Entstehung der Welt und die Entwicklung des Lebens gar nicht heran.“(24) Wie er diese vermeintliche Einsicht erreicht hat, dürfte deutlich geworden sein. Er setzt hier einfach den „guten Sinn der Schöpfung“ voraus, den er gerne hätte, aber aus dem biblischen Schöpfungsmythos mit Sicherheit nicht ableiten kann, und definiert das Ergebnis dieses Wunschdenkens als „Einsicht“, an die naturwissenschaftliche Theorien nicht heranreichen. In diesem Punkt ist ihm allerdings zuzustimmen, denn in naturwissenschaftlichen Theorien ist man üblicherweise nicht an irgendwelchen selbstfabrizierten Einsichten über den Schöpfungssinn interessiert, sondern versucht im Gegensatz zu Huber, Erklärungen zu liefern.

Der Vertreter der Einsicht erläutert uns nun, trotz der Geltung der Naturgesetze sei „die Zukunft nicht festgelegt“, sondern offen, und der Mensch sei dafür verantwortlich, wie er mit dieser offenen Zukunft umgehe.(25) Bei vielen Naturwissenschaftlern rennt Huber damit offene Türen ein, bei manchen seiner theologischen Kollegen könnte er allerdings in Schwierigkeiten geraten. Verantwortung für die Zukunft setzt nämlich ein gewisses Maß an Willensfreiheit voraus, der Martin Luther nicht unbedingt positiv gegenüber stand. Freiheit des Willens – die kam bei Luther ausschließlich Gott zu. Die Vernunft selbst bezeuge, „dass es einen freien Willen weder im Menschen noch im Engel, noch in sonst einer Kreatur geben kann,“ meinte er in seiner Schrift über den unfreien Wil-

len.⁹ Das ist zwar in Anbetracht der Allwissenheit und der Allmacht Gottes logisch korrekt, für das Problem der Verantwortung in Hubers Sinn aber etwas unangenehm, und es wird auch nicht besser, wenn er fragt, vor wem wir eigentlich unser Handeln verantworten. Die Antwort ist nicht überraschend: „Wir verantworten es im Letzten vor der für uns bestimmenden Wirklichkeit – vor Gott, der will, dass es eine gute Zukunft wird.“(25) Vor Gott müssen wir uns verantworten, dessen Allwissenheit und Allmacht im Gegensatz zur menschlichen Willensfreiheit stehen, der ohnehin die ganze Welt in seiner Hand hat und jeden Tag beweist, dass ihn die gegenwärtige Situation der Menschen nicht übermäßig interessiert. Woher sollte man wohl wissen, dass gerade er eine gute Zukunft will? Und woher sollte man wissen, was er unter einer guten Zukunft versteht?

Aus all seinen Erwägungen heraus kommt Huber zu dem Schluss, dass sich Naturwissenschaft und Glaube einander ergänzen, wobei ich doch anmerken sollte, dass er von Argumenten für diese These weit entfernt geblieben ist. „Sie eröffnen,“ so meint er, „einen unterschiedlichen Blick auf die Wirklichkeit, in der wir leben: den Blick des Staunens und des Forschens, der Dankbarkeit und der Gesetzmäßigkeit, der Offenheit und des Festgelegtseins.“(25) Damit offenbart er ein bemerkenswertes Wissenschaftsverständnis. Bevor ein Wissenschaftler ein bestimmtes Problem angeht und zu erforschen sucht, wird er oft genug über die Phänomene staunen, die sein Interesse erregt haben, da man sich mit langweiligen Erscheinungen nur ungern abgibt. Das Staunen befindet sich also auf der Seite der Naturwissenschaft und nicht auf der des Glaubens, wo man ohnehin

meint, mit dem Verweis auf Gottes Wirken alles erklären zu können. Auch unter Naturwissenschaftlern soll es vorkommen, dass man gerade in Bezug auf entdeckte Gesetzmäßigkeiten zu Gefühlen der Dankbarkeit in der Lage ist, die allerdings nur wenig mit religiösem Glauben zu tun haben, sondern mehr mit der Freude über eine gefundene Harmonie oder ein gelöstes Problem. Und dass man es im Glauben mit Offenheit, in den Naturwissenschaften aber mit Festgelegtsein zu tun habe, ist eine offenkundige Verdrehung der Tatsachen. Naturwissenschaft muss offen sein, weil jede wissenschaftliche Erkenntnis, die diesen Namen verdient, immer vorläufig und jederzeit für Revisionen zugänglich bleibt. Dagegen hat der Glaube keine Wahl, er ist auf eine Offenbarung festgelegt, auf den göttlichen Willen, der keine Revision zulässt. Für Offenheit ist da kein Platz.

Mit den beiden Sichtweisen auf die Welt versehen, möchte Huber nun zeigen, dass der Schöpfungsglaube „keine Weltentstehungstheorie im Sinn der modernen Naturwissenschaft“ ist und auch nicht mit „wissenschaftlichen Theorien über die Entstehung des Lebens“ konkurriert.⁽²⁶⁾ Das Argument ist einfach: Der Schöpfungsglaube „beschreibt den guten Sinn, der sich mit der Schöpfung im Ganzen wie mit jedem ihrer Teile verbindet. ... Die Naturwissenschaft hat es mit dem Gewordensein der Welt, der Glaube hat es mit ihrer Bestimmung zu tun.“⁽²⁶⁾ Nun beruht aber eben dieser Glaube auf einigen alten Texten, die unter anderem einiges über die Entstehung der Welt und des Menschen erzählen. Selbstverständlich hat Huber keine andere Wahl, als diese Entstehungsgeschichten unter dem Blickwinkel der Naturwissenschaft zurückzuweisen. Selbst-

verständlich ist die biblische Kosmologie, das biblische Weltbild heute nicht mehr akzeptabel. Immerhin lieferte aber das alte Weltbild einen Grund, an einen Gott zu glauben, da er im Rahmen dieses Weltbildes eine Erklärungsfunktion hatte, auf die man nicht verzichten konnte: Die Entstehung der Welt war erklärt und ebenso die Entstehung des Menschen. Da sich diese Art von Erklärungen als unhaltbar erwiesen hat, hat aber auch die Gottesvorstellung jeglichen Sinn verloren, weil sie innerhalb dieses Weltbildes entstanden ist und ihren Platz hat. Das damalige Verständnis von der Existenz Gottes ist Teil eines kosmologischen Kontextes, „von dem es sich nicht einfach durch existentielle Interpretation lösen lässt,“ und da wir heute in einem anderen kosmologischen Rahmen denken, haben wir allen Anlass, auch ein anderes Existenzverständnis aufzubringen.¹⁰ Ohne Frage steht es jedem offen, aus jahrtausendealten Texten nach Hubers Muster einen „guten Sinn“ der Schöpfung zu extrahieren, der den Wünschen und Vorstellungen des Interpreten entspricht, und ein „Schöpfungsvertrauen“ aufzubauen, „aus dem wir handeln und leben,“⁽²⁶⁾ auch wenn er dabei oft über unangenehme Textstellen, die nicht zu dem gewünschten Sinn passen wollen, hinwegsehen muss. Für die Behauptung, dieses Schöpfungsvertrauen sei genauso ernst zu nehmen, wie „die Einsichten der modernen Wissenschaft“,⁽²⁶⁾ hat Huber aber nicht das geringste Argument geliefert.

Hermeneutische Kunst

Die bisher gezeigten Leistungen Hubers lassen erwarten, dass er sich auf die Kunst des kreativen Umgangs mit biblischen Texten im Sinne der eigenen Wunschvorstellungen versteht, und in seinen weite-

ren Kapiteln enttäuscht er diese Erwartung nicht. Ich beginne mit seiner Interpretation der Geschichte von Kain und Abel. Man erinnert sich: Kain erschlägt seinen Bruder Abel, wird deshalb von Gott verflucht und muss seine Heimat verlassen. Huber erläutert zunächst, für Kains Tat gebe es keine Entschuldigung, er habe seinen Bruder und Rivalen umgebracht, „weil dieser Erfolg hatte,“ weshalb diese Geschichte „die Entstehung der Gewalt aus der Rivalität zwischen Menschen“ zeige.(29)

An dieser Stelle lohnt ein Blick in den biblischen Text.¹¹ Beide Brüder bringen nach getaner Arbeit Gott ihr Opfer dar, Abel steuert etwas „von den Erstlingen seiner Herde und ihrem Fett“ bei, Kain dagegen „brachte von den Früchten des Feldes.“ Wie es scheint, verspürte Gott an diesem Tag wenig Appetit auf Obst und Gemüse, denn „der Herr sah gnädig an Abel und sein Opfer, aber Kain und sein Opfer sah er nicht gnädig an.“ Die Vegetarier christlichen Glaubens sollte hier ein leichtes Unbehagen in Bezug auf ihr ewiges Heil beschleichen. Aber auch Huber sollte seinen Lesern nicht verschweigen, dass die Rivalität unter den Menschen, von der er spricht, eindeutig durch Gottes völlig unbegründete Einseitigkeit ausgelöst wurde. Wie man es vom biblischen Gott gewohnt ist, lebt er seine Vorlieben bedenkenlos aus und kümmert sich nicht um die Folgen, denn die Schuld kann er immer den Menschen in die Schuhe schieben. Er heizt den Konflikt sogar noch an, indem er den verärgerten Kain an seine Gehorsamspflicht erinnert. „Warum ergrimmt du? Und warum senkst du deinen Blick? ... Wenn du fromm bist, so kannst du freien Blick erheben. Bist du aber nicht fromm, so lauert die Sünde vor der Tür,

und nach dir hat sie Verlangen, du aber herrsche über sie.“ Der zweifellos berechtigte Ärger Kains über das schlecht bewertete Opfer wird mit dem üblichen Verweis auf die Sünde und die stets einzuhaltende Frömmigkeit vom Tisch gewischt und Kain buchstäblich bis aufs Blut gereizt mit der Folge, dass er seinen Bruder auf dem Feld erschlägt.

Ob Gott einen Schreibtisch besitzt, ist nicht bekannt. Dass man ihn im Falle der Ermordung Abels als Schreibtischtäter und Aufhetzer bezeichnen kann, ist dagegen überdeutlich. Was macht Huber daraus? Er teilt uns mit, die angesprochene Rivalität entfalte „eine so urtümliche Dynamik, dass auch die Autorität Gottes dagegen nichts vermag.“(29) Hier drängt sich ein leichter Verdacht auf Blasphemie auf, denn die Autorität Gottes sollte eigentlich alles vermögen. Abgesehen davon hat Gott aber nicht den geringsten Versuch unternommen, den Mord zu verhindern; statt dessen hat er sich bei Kain wortreich über sein unfrohes Verhalten beschwert. Erstaunlich ist nur, dass er dieses Verhalten bis ins Detail bemerkt hat, die Vorbereitungen zum Mord und die Tat selbst aber der göttlichen Aufmerksamkeit entgangen sind. Sollte sein Interesse erlahmt sein, weil es nicht mehr um seine eigene Ehre, sondern nur noch um das Leben eines Menschen ging? Der weitere Verlauf der biblischen Geschichte zeigt, dass dieser Verdacht nicht ganz von der Hand zu weisen ist.

Keinesfalls zeigt also die Geschichte von Kain und Abel „die Entstehung der Gewalt aus der Auflehnung gegen Gott“(29), wie es Huber gerne hätte, sondern eher die Entwicklung der Gewalt aus Gottes Ehrsucht und Egozentrik. Der Schluss, „die Trennung von Gott und die Trennung

vom Nächsten“ seien „eng miteinander verwoben,“(29) lässt sich durch nichts rechtfertigen. Hätte Gott alle Beteiligten in Frieden gelassen, so wäre es nie zu einer Situation der Rivalität um die göttlich-willkürliche Gunst gekommen, Abel wäre am Leben geblieben und Kain hätte sich weiter dem Ackerbau widmen können.

Huber geht jedoch noch weiter. Nachdem er alle Schuld auf Kain geschoben hat, teilt er uns mit, Gott liebe auch diesen Kain. „Als der Hass in ihm aufsteigt, warnt ihn Gott. Er ermutigt ihn zum freien Blick.“(32) Wie schon erwähnt, hat Gott niemanden gewarnt, sondern Kain nur darauf hingewiesen, dass Frömmigkeit in jeder Lebenslage das höchste Gebot ist und dass ein gesenkter Blick auf mangelnde Frömmigkeit hindeutet. Und auch die berühmte Frage Gottes an Kain, wo denn sein Bruder sei, zeigt keineswegs „wie unzerstörbar die menschliche Würde ist,“ und kann Kain auch nicht „aus der Verzweiflung befreien.“(32) Sie dokumentiert als rhetorische Frage nur, dass Gott schon sehr genau über das Vorgefallene Bescheid weiß und Kain in die Enge treiben will. Natürlich sieht Huber das ganz anders. Er setzt einfach den Rest der Menschheit mit Kain gleich und zieht aus Gottes Frage nach dem Aufenthaltsort Abels den Schluss: „Uns, die Gewalttäter, würdigt Gott noch eines Worts.“(32) Man steht fassungslos vor solchen Leistungen. In den biblischen Berichten zeigt sich mehr als deutlich, wer mit Vorliebe zur Gewalt greift, wer die Menschen immer wieder zur Anwendung übelster Gewalt aufgerufen und wer auch im Falle von Kain und Abel die Gewalt provoziert hat. Aber die eigentlichen Gewalttäter, das sind natürlich wir, und man muss dankbar sein, wenn der oberste Gewalttäter uns noch eines Wortes würdigt.

Die Schuld, ich kann es gar nicht oft genug betonen, liegt in Hubers Augen immer und grundsätzlich auf der Seite des Menschen, „ohne Gottes Gnade wären wir der eigenen Schuld hilflos ausgeliefert.“(33) Dummerweise hat der gnädige Gott selbstherrlich definiert, was man unter Schuld zu verstehen hat, und da er auch nach Hubers Auffassung die Welt regiert, darf man sich schon ein wenig wundern, warum es so viel Schuld auf der Welt gibt, die immer wieder der Verzeihung bedarf. Das hätte man als allmächtiger und gnädiger Gott auch etwas besser regeln können, es sei denn, man legt Wert darauf, dass sich die eigenen Geschöpfe bis zum Jüngsten Tage in der ständigen Bitte um Gnade und Verzeihung erniedrigen.

Ich gehe nun über zu einer zentralen Erzählung des Neuen Testaments, der Weihnachtsgeschichte, der auch unser Autor seine Aufmerksamkeit schenkt. Er zitiert die Weihnachtserzählung des Lukas-Evangeliums, nach der Jesus in einer Krippe in Bethlehem geboren wurde und einige Hirten aus der Umgegend, die von Engeln über die Geburt des Heilandes informiert worden waren, sich nach Bethlehem aufmachten, das Kind sahen und weitergaben, was man ihnen von himmlischer Seite mitgeteilt hatte. Nach einer Schilderung seiner persönlichen Erfahrungen mit der Weihnachtsgeschichte und einer etwas umständlichen Erläuterung ihres formalen Aufbaus kommt Huber auf die Frage zu sprechen, wie denn das Erscheinen der Engel zu verstehen sei. Sie seien „nichts anderes als Boten Gottes. Die Frage, ob man außer an Gott auch noch an Engel zu glauben habe, stellt sich nicht. Ihnen, den Boten Gottes, braucht man keine eigenständige Existenz neben Gott zuzuerkennen. Sie verkörpern das Vertrauen, dass

Gottes Güte uns erreicht. Sie erleichtern es, auf seine Wahrheit zu hören.“(39) Man hätte allerdings schon gerne gewusst, ob die Existenz von Engeln nun zu dieser Wahrheit Gottes gehört oder nicht, aber nach Hubers Auffassung stellt sich diese Frage gar nicht. Tatsächlich stellt sie sich in übergroßer Deutlichkeit, denn Engel, die nicht existieren, können schwerlich als „Boten Gottes“ unterwegs sein, und wenn es sich bei ihnen nur um die Verkörperung eines Vertrauens handelt, so ist es eher unwahrscheinlich, dass sie den Hirten von Bethlehem irgendwelche Botschaften zukommen ließen. Huber versucht hier, den Teil der biblischen Welt, der ihm vielleicht ein wenig peinlich ist, aus der Schusslinie zu nehmen, indem er ihn in seinem Sinne umdeutet und ihn jedes Gehaltes beraubt. Er übersieht dabei, dass man dieses einfache Verfahren problemlos an jeder anderen Stelle einsetzen und beispielsweise behaupten kann, man müsse gar nicht an Gott glauben, er verkörpere nur unsere Sehnsucht nach dem Absoluten oder unser Grundvertrauen in das Universum oder gar „die Unbedingtheit personalen Verantwortlichseins.“¹² Was den Engeln recht ist, sollte Gott billig sein.

Mit solchen banalen Problemen hält sich Huber nicht auf, er zieht es vor, uns mitzuteilen, dass Gott in der Menschwerdung Gottes sein menschliches Gesicht zeige, und „dieses Gesicht verbürgt seine Menschenfreundlichkeit. ... Gott hält an uns fest, obwohl er guten Grund dafür hätte, das bleiben zu lassen.“(40) Diese guten Gründe hätte ich gerne erfahren, aber ich kann sie mir auch ohne Hubers Unterstützung denken: Der Mensch ist so stark in die Sünde verstrickt, dass man Gott keinen Vorwurf daraus machen könnte, wenn

er ihn fallen ließe, aber weil er nun einmal so menschenfreundlich ist, kommt er als Mensch auf die Erde, um die Sünden der Welt auf sich zu nehmen. Natürlich muss Huber mit dieser Idee scheitern. Schließlich hätte Gott die sündhafte Menschheit durch Einsatz seiner Allmacht etwas weniger sündhaft machen oder, falls das ein zu starker Eingriff in die menschliche Freiheit sein sollte, die unzulänglichen Möglichkeiten seiner Geschöpfe zu einem sündenfreien Leben verzeihen und akzeptieren können. Warum es unbedingt nötig war, dafür selbst in Menschengestalt die Erde zu betreten, geboren zu werden und am Kreuz zu sterben, ist nicht ohne Weiteres einzusehen.

Von stärkerem Interesse sind in Hubers Untersuchung der Weihnachtsgeschichte aber zwei hermeneutische Glanzleistungen. Zunächst berichtet er, man habe in der Weihnachtsgeschichte „die stärksten religiösen Bilder der damaligen Zeit verwendet“, die uns auch heute noch tief anrührten. „Aber wir dürfen sie als Gleichnisse verstehen und brauchen nicht anzunehmen, dass es bei der Geburt Jesu anders zugegangen wäre als bei jeder Geburt,“ denn jede Geburt sei ein Wunder.(41) Es scheint also in der berühmten Heiligen Nacht gar nichts Ungewöhnliches vorgefallen zu sein. Ein Kind wurde geboren, was in jedem Fall ein wunderbarer Vorgang ist, und weiter nichts. Wenn aber sämtliche Ausschmückungen der Geschichte nichts weiter als ein Gleichnis sind, warum darf man dann nicht gleich die ganze Geschichte als ein Gleichnis sehen? Um seine altvertrauten Glaubensgewohnheiten aufrecht zu erhalten, muss Huber an irgendeiner Stelle eine Grenze ziehen und behaupten, dass nun das Gleichnis zu Ende ist und die Wirklich-

keit anfängt. Dass diese Stelle völlig willkürlich gewählt werden kann und das gesamte Verfahren nur der Immunisierung gegen allzu offensichtliche Kritik dient, sieht er nicht.

Noch klarer wird seine hermeneutische Methode bei seinem Umgang mit der Verkündigung der himmlischen Heerscharen. Huber zitiert das Lukasevangelium: „Und alsbald war da bei dem Engel die Menge der himmlischen Heerscharen, die lobten Gott und sprachen: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“¹³ Nun geht man aber nach dem heutigen Stand der Forschung allgemein davon aus, dass es eigentlich „und Friede auf Erden bei den Menschen des Wohlgefallens“ oder „seines Wohlgefallens“ heißen muss, was offenbar etwas völlig anderes bedeutet. Das weiß auch Huber und er kommt darauf zu sprechen. „An dieser Stelle,“ so sagt er, „folge ich nicht der modernen Veränderung von Martin Luthers Bibelübersetzung, obwohl diese dem biblischen Wortlaut genauer entspricht.“ In der neueren – aber korrekteren – Übersetzung werde „Luthers genialer Übertragung nicht nur der Rhythmus aus drei gleichgewichtigen Gliedern genommen. Zugleich wird das Missverständnis geschürt, als gelte Gottes Friede nur bestimmten Menschen – nämlich den Menschen, die ihm wohlgefällig sind.“(42) Dieses Argument muss man genießen. Ob eine Version einer anderen vorzuziehen ist, hängt offenbar nicht vom Wahrheitsgehalt und der Originalgetreue der beiden Versionen ab, sondern zunächst einmal von rhythmischen Erwägungen. Ich darf den Physikern raten, diese Anregung aufzunehmen, sich bei der weiteren Suche nach wissenschaftlichen Erkenntnissen vom Rhythmus ihrer For-

mulierungen leiten zu lassen und es mit der Überprüfung an der Realität nicht mehr so genau zu nehmen. Schlimmer ist aber der zweite Teil des Arguments. Nur weil Huber der tatsächliche Inhalt des Satzes nicht behagt, weil der deutlich aussagt, dass der Friede auf Erden nur die Gott Wohlgefälligen erreicht, greift er auf eine erwiesenermaßen veraltete Übersetzung zurück und hält „in diesem Fall an der Sprache meines Kinderglaubens fest.“(42) Dass die Bibel selbst ihm dabei widerspricht, kümmert ihn nicht. Um nur ein Beispiel zu nennen: Der Apostel Paulus schreibt in seinem Römerbrief über die Gnade des Herrn: „Denn er spricht zu Mose: ‚Wem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig, und wessen ich mich erbarme, dessen erbarme ich mich.‘ So liegt es nun nicht an jemandes Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen.“¹⁴ „So erbarmt er sich nun, wessen er will, und verstockt, wen er will.“¹⁵ Hubers Interpretation, alle Menschen sollten „ihrer Würde gemäß leben können,“(42) findet nicht unbedingt einen biblischen Widerhall. Um bei seinen Vorstellungen bleiben zu können, ignoriert er einfach die Sachlage und postuliert, dass nicht sein kann, was nicht sein darf.

Nach solchen Interpretationsleistungen muss es nicht verwundern, dass Huber auch den Kindermord von Bethlehem in einem besonderen Licht sieht. Das Matthäus-Evangelium berichtet, König Herodes sei von den drei Weisen aus dem Morgenland über die Geburt eines neuen Königs der Juden in Bethlehem informiert worden und habe sie dann – in offenkundig unlauterer Absicht – darum gebeten, das Kind aufzusuchen und ihm anschließend zu berichten, wo es zu finden sei. Gott habe aber den Weisen im Traum be-

fohlen, Herodes zu meiden, weshalb ihm die Information über den Fundort versagt geblieben und er so stark in Zorn geraten sei, dass er im Raum Bethlehem alle Kinder unter zwei Jahren habe ermorden lassen.¹⁶ Huber schließt daraus, dass Jesu Leben „nur durch ein Wunder gerettet“ wurde, denn Gott sei Josef im Traum erschienen und habe ihm befohlen, mit Frau und Kind nach Ägypten zu fliehen.(44) Es passt aber nicht so recht ins Bild, dass Gott ein grausames Massaker an den Kindern Bethlehems zugelassen hat, und deshalb versichert uns Huber sofort, „mit einem historischen Ereignis“ habe „das blutrünstige Bild von dem Kindermord in Bethlehem nichts zu tun.“ Diese Erzählung werde nur verständlich, „wenn man sie als Hinweis dafür nimmt, welche besondere Stellung der Evangelist dem in Bethlehem geborenen Jesuskind zuerkennt.“(45)

Unwillkürlich fragt man sich nach dem zweifellos krankhaften Seelenzustand eines Evangelisten, der die besondere Stellung des Jesuskindes nur deutlich machen konnte, indem er in seine Erzählung einen Massenmord an unschuldigen Kindern einbaut. Huber kann und darf hier nicht zugeben, dass der biblische Text seine wohlmeinenden und menschenfreundlichen Auffassungen nicht deckt, und muss deshalb die Grausamkeit der Geschichte verschleiern. Das Evangelium ist da nämlich recht klar und eindeutig. Josef nahm nach Gottes Aufforderung das neugeborene Kind „und seine Mutter mit sich bei Nacht und entwich nach Ägypten und blieb dort bis nach dem Tod des Herodes, damit erfüllt würde, was der Herr durch den Propheten gesagt hat, der da spricht: ‚Aus Ägypten habe ich meinen Sohn gerufen.‘“¹⁷ Jesus muss nach Ägypten verschwinden,

damit sich eine alte Prophezeiung erfüllt und „der Herr durch den Propheten“ nicht etwa die Unwahrheit gesagt hat. Und da man einen Grund braucht, Jesus nach Ägypten zu senden, wird eben Herodes auf die unschuldigen Kinder Bethlehems gehetzt. Es geht also durchaus nicht darum, die besondere Stellung des Jesuskindes zu unterstreichen. Es geht wie so oft nur darum, dem Herrn, dem grausamen und strikt auf seine Ehre bedachten Herrn, die nötige Ehre zu erweisen und seine alten Prophezeiungen zur Erfüllung zu bringen. Ein paar Kollateralschäden in Form ermordeter Kinder kann ein Evangelist da schon in Kauf nehmen. Huber meint dazu nur, es sei „befreiend, dass wir solche Erzählungen, auch wenn sie in der Bibel stehen, als Legenden verstehen können.“(45) Es ist seine alte Methode: Was ihm nicht gefällt, erklärt er zur Legende, was er mag, ist Realität. Dass man bei diesem etwas sorglosen Umgang mit dem Bibeltext es mit gleichem Recht auch als befreiend empfinden darf, die Geburt Jesu selbst als Legende zu betrachten, stört ihn dabei nicht.

Versprechen und Gebote

Einer der beliebtesten Texte des Neuen Testaments ist die Bergpredigt, der natürlich auch Huber ein eigenes Kapitel widmet. Nach einigen Bemerkungen über die Anwendbarkeit der Bergpredigt im politischen Bereich konfrontiert er uns mit der Auffassung, die „Vorschläge“ der Bergpredigt forderten „beispielsweise dazu auf, über andere weder schlecht zu denken noch schlecht zu reden,“ wozu aber nur die wenigsten bereit seien.(56) Nun wird man aber in der Bergpredigt kaum „Vorschläge“ finden. In ihrem ersten Teil, den Seligpreisungen, die Huber in der Fassung

des Matthäus-Evangeliums zitiert,¹⁸ gibt Jesus eine Liste der Menschen, die man als selig bezeichnen darf: die geistlich Armen, die Leidtragenden und noch manch andere, aber es wird hier nicht vorgeschlagen, diese oder jene Haltung einzunehmen, sich nach dieser oder jener Maxime zu richten, sondern es wird einfach mitgeteilt, wer die Seligkeit zu erwarten hat. Mitglieder der angesprochenen Gruppen erfahren auch gleich ihren Lohn: Das Himmelreich wird ihrer sein, sie werden getröstet werden und etliches mehr. Es gibt bei Matthäus allerdings keine Seligpreisung, die behauptet, alle seien selig, die über andere weder schlecht denken noch schlecht reden.

Unabhängig davon gibt Huber zur Kenntnis, die Spannung zwischen der Bergpredigt und „der Welt, in der wir leben, ist insgesamt nicht zu übersehen.“(56) Das liege daran, dass wir in einer Welt leben, „deren Erlösung noch aussteht,“ dass die Natur „alles andere als harmlos“ sei und dass Eigeninteresse und Rivalität nach wie vor die Welt beherrschen.(57) Ein wenig verwundert fragt sich der unbefangene Leser, warum denn die Welt immer noch nicht erlöst ist, obwohl man uns seit vielen Jahrhunderten berichtet, dass Jesus durch seinen Tod am Kreuz nichts anderes bewirken sollte als eben dieses: die Welt erlösen. Die so wenig harmlose Natur folgt aus christlicher Sicht keineswegs „ihren eigenen Gesetzen“, sondern von Gott gemachten Gesetzen, die man vielleicht auch etwas harmloser und weniger katastrophenträchtig hätte gestalten können. Und das Eigeninteresse der Menschen findet sich in schönster Klarheit ausgerechnet da, wo Huber es anscheinend am wenigsten vermutet: in der Bergpredigt. Dort geht es nämlich nicht um das

Schicksal anderer, dort geht es ganz entschieden und nur um das eigene Seelenheil. Wer auch immer in eine der vorgegebenen Kategorien fällt, darf mit himmlischer Belohnung rechnen: Die geistlich Armen erhalten das Himmelreich, die reinen Herzens sind, werden Gott schauen, jeder, wie's ihm gebührt. Und in dem Teil der Bergpredigt, über den Huber aus guten Gründen schweigt, wird es noch klarer, beispielsweise direkt nach den von ihm zitierten Seligpreisungen. „Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Übles gegen euch, wenn sie damit lügen. Seid fröhlich und getrost; es wird euch im Himmel reichlich belohnt werden.“¹⁹ Denn die Belohnung im Himmel ist das Ziel der Sache: „Sammelt euch aber Schätze im Himmel, wo sie weder Moten noch Rost fressen und wo die Diebe nicht einbrechen und stehlen.“²⁰

Die Bergpredigt ist also nicht ganz so freundlich und auf Uneigennützigkeit bezogen, wie Huber das gerne hätte. Ebenso wenig trifft es zu, dass sie „selbst auf jeglichen Zwang“ verzichtet. „Sie überwältigt nicht – sie überzeugt,“ so meint Huber. „Sie bedrängt nicht, sie beflügelt.“(58) Darauf kann man nur kommen, wenn man große Teile des Textes ignoriert, denn die Bergpredigt besteht nicht nur aus den Anstiftungen zum Heilsegoismus, die man gerne als Seligpreisungen bezeichnet. Gleich danach spricht der Bergprediger etwas unverblümt und meint: „Wenn eure Gerechtigkeit nicht besser ist als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“²¹ Kann man das vielleicht noch als sanften Zwang – wenn auch sicher nicht als Beflügelung oder Überzeugungsversuch – bezeichnen, weil ohnehin nicht jeder am Himmelreich

interessiert sein mag, so folgen bald darauf, noch immer innerhalb der sanftmütigen Bergpredigt, deutlichere Töne. „Wer eine Frau ansieht, sie zu begehren,“ so äußert sich Jesus zum Thema des Ehebruchs, „der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen. Wenn dich aber dein rechtes Auge zum Abfall verführt, so reiße es aus und wirf's von dir. Es ist besser für dich, dass eins deiner Glieder verderbe und nicht der ganze Leib in die Hölle geworfen werde.“²² Kaum ein Mann, der nicht auf beiden Augen blind ist, dürfte nicht schon einmal einen der angeprangerten Blicke geworfen haben; ich gebe offen zu, dass ich in solchen Fällen nie das Bedürfnis verspürt habe, mir ein Auge auszureißen, um der Hölle zu entgehen. Anscheinend ist mir die beflügelnde Wirkung der Bergpredigt entgangen, wobei ich mich zu allem Übel auch noch zu den Törichten zählen lassen muss, denn am Ende der Bergpredigt werden alle, die Gottes Gebot befolgen, als klug, und alle anderen als töricht bezeichnet.²³

Man kann somit nur schwer behaupten, Jesus würde die Aufmerksamkeit auf die lenken, „die nicht ihre Ellbogen benutzen, nicht den eigenen Vorteil verfolgen.“(60) Im Gegenteil, er verspricht allen, die seiner Doktrin nachfolgen, ganz enorme eigene Vorteile, und droht allen anderen sehr unangenehme Nachteile an, nur dass er beide Konsequenzen auf spätere Zeiten verschiebt. Zuzustimmen ist Huber allerdings, wenn er meint, Jesu Auftreten stehe „insgesamt unter der Überschrift, dass die Zeit erfüllt und das Reich Gottes nahegekommen ist.“(61) So viel ist wahr, diese Erwartung hat der biblische Jesus ganz offensichtlich gehegt, und dass sie nicht eintraf, bezeichnet man als das Pro-

blem der Parusieverzögerung. Huber kann hier überhaupt kein Problem entdecken, sondern erklärt uns, in dieser erfüllten Zeit falle „das Licht der Güte Gottes auch auf die, die vorher im Schatten standen,“(61) also auf Benachteiligte aller Art. Die erfüllte Zeit ist aber leider nicht gekommen, man lässt uns nun schon seit etwa zweitausend Jahren auf das Reich Gottes warten, weil sich Jesus in seiner Naherwartung geirrt hat. Wie kann Huber dann im gleichen Atemzug bemerken, die Seligpreisungen seien dieses Licht,(61) wenn es sich doch um das Licht der erfüllten Zeit handelt, das sich im Reich Gottes verbreiten soll? Es leuchtet eben nicht „über die Jahrtausende hinweg“, (61) weil damals das Reich Gottes gegen die Erwartungen seines vermeintlichen Sohnes nicht den Weg zur leidenden Menschheit gefunden hat. Nun hat Jesus seine Bergpredigt nicht völlig aus der Luft gegriffen, sondern sie in einen biblischen Kontext gestellt. „Ihr sollt nicht meinen,“ sagt er im Verlauf der Predigt, „dass ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen; ich bin nicht gekommen, aufzulösen, sondern zu erfüllen.“²⁴ Das Gesetz, auf das er sich hier bezieht, ist das alttestamentarische Gesetz, mit dem man heute gerne die berühmten zehn Gebote verbindet. Auch Huber macht da keine Ausnahme und erläutert diese Gebote unter dem Titel „Wegweiser der Freiheit“.(96) Schon hier hätte er ein wenig ins Grübeln kommen können, denn er zitiert diesen Freiheitswegweiser aus dem zweiten Buch Mose in aller Ausführlichkeit, insbesondere auch Gottes Erläuterungen zum ersten Gebot. „Denn ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifernder Gott, der die Missetat der Väter heimsucht bis ins dritte und vierte Glied an den Kindern derer, die mich hassen,

aber Barmherzigkeit erweist an vielen Tausenden, die mich lieben und meine Gebote halten.“²⁵ Das klingt nicht sehr freiheitlich und im Übrigen auch nicht sehr human, da man von einem liebenden Gott erwartet hätte, dass er wenigstens die Kinder eines Sünders nicht für die Verfehlungen ihres Vaters verantwortlich macht. Ich möchte darauf hinweisen, dass es sich bei dieser Ankündigung schlimmster Sittenhaft um einen Teil eben jenes Gesetzes handelt, das Jesus nicht auflösen, sondern erfüllen wollte.

Es dürfte nicht überraschen, dass Huber diese etwas unschöne Stelle großzügig übersieht und es vorzieht, auf die freiheitlichen Aspekte der zehn Gebote hinzuweisen. „Am Anfang steht die Erinnerung an Gottes rettendes Handeln. Mit der Befreiung aus der Sklaverei fängt alles an.“(99) Er bezieht sich damit auf die Selbstvorstellung Gottes als „der Herr, dein Gott, der ich dich aus Ägyptenland, aus der Knechtschaft, geführt habe.“²⁶ Nach Huber handelt es sich dabei um eine „Zusage der Freiheit“, (100) so wie man im zweiten Gebot, nach dem man keine anderen Götter haben dürfe, „die Wegweisung zur Freiheit“ zu sehen habe. „Die Freiheit des Glaubens,“ so erfahren wir, „bewährt sich in der Freiheit von falschen Göttern. Woran erkennt man, dass sie falsch sind? Daran, dass sie Menschen knechten, ihnen die Freiheit rauben, sie abhängig machen.“(100) Ich will hier nicht viele Worte darüber verlieren, dass Huber ein nicht unbedingt verfassungskonformes Verständnis von Religionsfreiheit offenbart. Freiheit des Glaubens – das bedeutet, dass jeder glauben kann, was er will, solange er seine Mitmenschen nicht über Gebühr damit belästigt. Sie beinhaltet sicher nicht die „Freiheit von falschen Göttern“, weil die Vorstellungen

darüber, was ein falscher und was ein richtiger Gott sein mag, sehr weit auseinander gehen. Aber auch der Bezug auf die Freiheit aus der Knechtschaft führt nicht weiter, denn man kann jemanden ohne Weiteres aus einer Form der Knechtschaft befreien, nur um ihn sofort wieder einer anderen Form der Knechtschaft auszuliefern – und genau das passiert in den biblischen Geschichten. Aus Ägypten hat der Herr sein Volk befreit, und nun untersteht es ihm selbst und direkt, was keineswegs ein reines Vergnügen ist. „Siehe, ich lege euch heute vor den Segen und den Fluch; den Segen, wenn ihr gehorcht den Geboten des Herrn, eures Gottes, die ich euch heute gebiete; den Fluch aber, wenn ihr nicht gehorchen werdet den Geboten des Herrn, eures Gottes.“²⁷ Nicht jeder wird eine solche Alternative unbedingt mit einer freien Entscheidung in Verbindung bringen, schon gar nicht dann, wenn man mit den gelegentlich auftretenden Folgen der Freiheit konfrontiert wird. Als nämlich das Volk während Moses' Aufenthalt auf dem Sinai unruhig wurde und seine Freiheit in Anspruch nahm, indem es das Goldene Kalb umtanzte, da reagierte der göttliche Garant der Freiheit ganz gelassen und meinte zu Moses: „Und nun lass mich, dass mein Zorn über sie entbrenne und sie vertilge; dafür will ich dich zum großen Volk machen.“²⁸ Schon die Entstehungsgeschichte der zehn Gebote zeigt überdeutlich, dass Freiheit immer nur die Freiheit Gottes sein kann; der Mensch hat nur die Wahl zwischen Unterwerfung oder Tod. Im Übrigen bedarf es nur eines flüchtigen Blickes in die Bibel, um festzustellen, dass Hubers Gott einer von denen ist, die „Menschen knechten, ihnen die Freiheit rauben, sie abhängig machen.“(100) Sollte deshalb vielleicht

der biblische Gott zu den falschen Göttern zählen?

Huber ficht das nicht an, er behauptet unverdrossen, die zehn Gebote seien „ein Wegweiser der Freiheit. Sie helfen uns auch heute dabei, die uns anvertraute Freiheit zu bewahren,“(104) eine Freiheit, die sich nach den Vorstellungen des biblischen Gottes darauf beschränkt, seine Gebote zu achten und sich bei Widerstand umbringen zu lassen. Nach dieser prinzipiellen Klärung macht sich Huber dann daran, einige Gebote im Einzelnen zu untersuchen. Er beginnt mit dem Feiertagsgebot und meint, die Bibel hebe „einen Tag als Sinnbild, ja Garanten der Freiheit hervor: den Sabbat, den Tag der Arbeitsruhe.“(104) Hier habe sich die Freiheit von der Arbeit mit der Freiheit zum Glauben verbunden.(105) Das mag schon sein, er übersieht aber, dass dabei die Freiheit wieder einmal ganz auf der Seite Gottes lag. Noch einmal: Freiheit setzt die Wahl zwischen verschiedenen Alternativen voraus, ohne dass das Ergebnis dieser Wahl von vorne herein festgelegt wird, auch nicht durch eine göttliche Autorität. Im Falle des biblischen Gottes sieht das jedoch etwas anders aus. Die Heiligung des Sabbat ist eine Zwangsheiligung, der sich jeder zu unterwerfen hat, sofern ihm sein Leben lieb ist; die Bibel beschreibt das in unüberbietbarer Deutlichkeit, die vielleicht auch Huber einmal zur Kenntnis nehmen sollte. „Als nun die Israeliten in der Wüste waren, fanden sie einen Mann, der Holz auf das Sabbattag. ... Und sie legten ihn gefangen, denn es war nicht klar bestimmt, was man mit ihm tun sollte. Der Herr aber sprach zu Mose: Der Mann soll des Todes sterben; die ganze Gemeinde soll ihn steinigen draußen vor dem Lager.“ Woraufhin man ihn streng nach göttlicher Vor-

schrift bis zum Tode steinigte.²⁹ Das ist also die Freiheit, zu der man sich berufen fühlen soll: Man darf sich nicht aussuchen, was man an einem bestimmten Tag tun möchte; man hat sich streng an das Gebot der Sabbatheiligung zu halten, wenn man noch einen weiteren Sabbat erleben möchte. Wenn das Freiheit ist, wüsste ich gerne, was ich unter Unfreiheit verstehen soll.

Besonders phantasievoll wird Huber, wenn er über das Elterngebot spricht, nach dem Vater und Mutter zu ehren sind. Die Ehrerbietung, um die es hier gehe, bestehe „im liebevollen fürsorglichen Respekt für die Schwächeren. Es ist von hier aus kein großer Schritt zu den Kindern, die ebenso auf Liebe und Fürsorge angewiesen sind. Das Gebot, die Kinder zu achten, ... kommt, so verstanden, bereits in den Zehn Geboten vor.“(106) Dass man hier keinen großen Schritt mehr gehen müsse zur Achtung der Kinder, kann man so sehen, wenn man aus dem Geist der Aufklärung und der Humanität heraus denkt. Die Bibel sieht das anders, und man sollte sich hin und wieder daran erinnern, dass die zehn Gebote aus einer Bibel entstammen, in der man mit dem menschlichen Leben immer wieder großzügig umgeht. Auch mit dem Leben der Kinder. Im Rahmen des Gesetzes, auf das sich Jesus in der Bergpredigt beruft, wird nämlich unverblümt zur Tötung missratener Söhne aufgerufen. „Wenn jemand einen widerspenstigen und ungehorsamen Sohn hat, ... so sollen ihn Vater und Mutter ergreifen und zu den Ältesten der Stadt führen“ und diesen Ältesten mitteilen, dass der Sohn widerspenstig und obendrein ein Trunkenbold sei. „So sollen ihn steinigen alle Leute seiner Stadt, dass er sterbe.“³⁰ Hier darf ich wieder einmal an die Sprüche Salomos erinnern,³¹ wo sich die bekannten Worte fin-

den: „Wer seine Rute schont, der hasst seinen Sohn; wer ihn aber lieb hat, der züchtigt ihn beizeiten.“ Man erkennt die echte „Liebe und Fürsorge“, die im biblischen Kontext den Kindern gewidmet wird, denn schließlich müssen Eltern unbotmäßiger Kinder mit dem Tod des Nachwuchses rechnen, und da ist es schon aus humanitären Gründen gerechtfertigt, die Sprösslinge mit brachialen Mitteln auf dem Pfad der Tugend zu halten. Prügel zur Vermeidung der Steinigung – auch ohne der Reformpädagogik zuzuneigen, kann man da ins Grübeln kommen.

Das fünfte Gebot „Du sollst nicht töten“ entgeht ebenfalls nicht Hubers Aufmerksamkeit. Er erläutert, „die vorsätzliche oder fahrlässige Tötung eines Menschen“ werde auf diese Weise ausgeschlossen, und nimmt diesen Umstand zum Anlass, sich über die Unverfügbarkeit des menschlichen Lebens zu äußern. Aber ist das fünfte Gebot tatsächlich in Hubers Sinn zu verstehen? Soll mit seiner Hilfe „die Integrität des menschlichen Lebens gewahrt“ bleiben?(106) In der Bibel sieht man das anders. Dass Eltern ihre ungeratenen Söhne steinigen lassen sollen und die Verletzung der Sabbatruhe auf gleiche Weise geahndet wird, sind nur zwei Beispiele von vielen. Der gesamte biblische Text zeigt, dass es nur darum geht, den gesetzes-treuen Anhänger des einen und einzigen Gottes nicht zu töten, denn alle anderen erschlägt der Herr selbst immer wieder mit schönster Regelmäßigkeit. Man sieht das Problem aber auch sehr klar an den Erläuterungen zu den zehn Geboten, die sich im biblischen Text direkt nach ihrer Verkündung befinden. „Wer einen Menschen schlägt, dass er stirbt,“ so verordnet es Gott, „der soll des Todes sterben.“³² Schon das mutet ein wenig widersprüch-

lich an, da es doch angeblich ein generelles Tötungsverbot gibt und eine Todesstrafe schwer durchzuführen ist, wenn man niemanden töten darf. Dieses Problem verblasst aber bei der Lektüre des nächsten Satzes: „Hat er ihm aber nicht nachgestellt, sondern hat Gott es seiner Hand widerfahren lassen, so will ich dir einen Ort bestimmen, wohin er fliehen kann.“³³ Mord im göttlichen Auftrag ist demnach keine so üble Sache, man verfällt anschließend durchaus nicht der Todesstrafe, sondern Gott weist dem Beteiligten einen Fluchtort zu, und da er im Dienst des Herrn gehandelt hat, darf man davon ausgehen, dass der Fluchtort nicht allzu unangenehm sein wird. Töten ist erlaubt, sofern Gott es will.

Manchmal ist es sogar geboten, wie man am Beispiel der Folgen des Tanzes um das Goldene Kalb sieht. Als Moses nämlich nach seinem inspirierenden Besuch beim Herrn wieder in sein Lager trat, rief er alle, die sich noch zum Herrn zählten, dazu auf, durch das Lager zu gehen, „von einem Tor zum anderen“, und dabei „seinen Bruder, Freund und Nächsten“ zu erschlagen. Das ließen sich die Gottesfürchtigen nicht zweimal sagen, „und es fielen an dem Tag vom Volk dreitausend Mann.“³⁴ Weil sie die Statue eines Kalbes umtanzt hatten. Weil sie gegen ein Gebot Gottes verstoßen hatten. So etwas sollte man nicht verschweigen, wenn man dem Publikum erzählen will, die zehn Gebote seien ein Wegweiser zur Freiheit. Auch im Falle des Tötungsverbots handelt es sich ausschließlich um die Freiheit Gottes: Seine Anhänger darf man nicht töten, seine Gegner jederzeit. Wie Huber daraus eine allgemeine „Unantastbarkeit des menschlichen Lebens“(106) ableiten will, sollte er vielleicht etwas eingehender erläutern.

Hubers Buch liefert noch eine Fülle weiterer Beispiele für seinen kreativen Umgang mit biblischen Texten und mit intellektueller Redlichkeit. So etwa, wenn er meint, „weit realistischer“ als die Idee, man könne selbst über das Ende des eigenen Lebens bestimmen, sei „die Überzeugung, dass mein Leben ein Geschenk ist, das Gott mir anvertraut,“(54) ohne dafür auch nur das geringste Argument anzuführen. Oder wenn er äußert, der zentrale Gehalt der Berichte über die Auferstehung hänge „nicht an den Vorstellungen, mit denen bekräftigt wird, dass Jesus nicht im Tod bleibt. Zentral ... ist die Gewissheit, dass Gott unverbrüchlich zu Jesus hält,“(74) womit die Frage nach der Wahrheit der Auferstehungstheorie, die mancher Gläubige für wichtiger halten mag als der Bischof, banalisiert wird. Verschweigen will ich auch nicht seine gut lutherische Auffassung, wir könnten vor Gott „unser Leben aus eigener Kraft nicht in Ordnung“ bringen, denn „vor Gott bestehen wir nur dank seiner Gnade,“(88) was den Menschen zum bedauernswerten Bittsteller werden lässt und Hubers Behauptung, dass „jeder Mensch eine unantastbare Würde“ von Gott empfangen,(88) doch etwas relativiert. Auch das große „Ja Gottes zu uns und zu unserem Leben“(116) will nicht so recht zu dem mordend durch die Gegend ziehenden Gott passen, den uns das Alte Testament präsentiert, ganz zu schweigen von den häufigen Drohungen mit dem höllischen Feuer, zu denen sein Sohn im Neuen Testament neigt. Die freundlichen Vorstellungen Hubers sind mit der biblischen Lehre nicht vereinbar und beruhen darauf, dass er ihm genehme Textstellen hervorhebt und die große Anzahl der unangenehmen unter den Tisch fallen lässt. „Wir alle wählen aus,“

so kommentiert er selbst seine Quellenwahl, und: „Nur durch den Mut zur Auswahl kann man sich solchen Quellen nähern.“(9) Das stimmt. Wer aber bei der Auswahl der Quellen ein derartiges Ausmaß an Schönfärberei betreibt, setzt sich dem Verdacht aus, dem Wunschdenken den Vorzug vor der Wahrheitssuche zu geben. Nach dem gleichen Verfahren geht auch Joseph Ratzinger immer wieder gerne vor.³⁵ Vielleicht lässt sich auf dieser Palmströmschen Basis die Ökumene vorantreiben.

Literatur:

Albert (1991): Hans Albert, Traktat über kritische Vernunft, Mohr Siebeck, Tübingen, 1991

Huber (2011): Wolfgang Huber, Darauf vertraue ich, Kreuz Verlag, Freiburg im Breisgau, 2011

Kongregation (2007): Kongregation für die Glaubenslehre, Antworten auf Fragen zu einigen Aspekten bezüglich der Lehre über die Kirche, 29.6.2007, erhältlich über http://www.vatican.va/roman_curia/congregations/cfaith/documents/rc_con_cfaith_doc_20070629_responsa-quaestiones_ge.html

Luther (1525): Martin Luther, Vom unfreien Willen, in: Kurt Aland (Hrsg.): Luther Deutsch. Die Werke des Reformators in neuer Auswahl für die Gegenwart, Band 3, Stuttgart, Göttingen, 1961. Auch erhältlich über

http://www.heiligenlexikon.de/Literatur/Martin_Luther_unfreier_Willen.htm

Rießinger (2008): Thomas Rießinger, Päpstliche Brillanz, in: Aufklärung und

Kritik 2/2008 und 1/2009, Nürnberg, 2008/2009

Rießinger (2010): Thomas Rießinger, Päpstliche Ökonomie, in: Aufklärung und Kritik 4/2010 und 1/2011, Nürnberg, 2010/2011

Rießinger (2011): Thomas Rießinger, Päpstliche Hermeneutik, in: Aufklärung und Kritik 4/2011, Nürnberg, 2011

Rießinger (2012): Thomas Rießinger, Päpstliche Reinigung, in: Aufklärung und Kritik 4/2012, Nürnberg, 2012

Rießinger (2013): Thomas Rießinger, Joseph Ratzinger – ein brillanter Denker? Kritische Fragen an den Papst und seine protestantischen Konkurrenten, LIT-Verlag, Berlin, 2013

Anmerkungen

* Auszug aus dem fünften Kapitel von Rießinger (2013)

¹ Kongregation (2007), Antwort zur 5. Frage

² ebd.

³ vgl. Rießinger (2008) – (2012)

⁴ So der Untertitel seines Buches Huber (2011)

⁵ Huber (2011)

⁶ Die in Klammern angegebenen Zahlen beziehen sich jeweils auf die Seite in Huber (2011), auf der die zitierte Stelle zu finden ist

⁷ 1. Buch Mose 2, 17

⁸ Da ich hier über einen protestantischen Theologen spreche, entnehme ich die Bibelzitate der Lutherbibel von 1984, die man beispielsweise unter <http://www.die-bibel.de/online-bibeln/luther-bibel-1984/bibeltext/bibel/text/lesen/stelle/1/20001/29999/ch/f9bf6324dde68b02c91d690aadaefa2c/> findet.

⁹ Luther (1525)

¹⁰ Albert (1991), S. 133

¹¹ 1. Buch Mose 4, 1-26

¹² So Fritz Buri, zitiert nach Albert (1991), S. 142

¹³ Lukas 2, 13-14

¹⁴ Römerbrief 9, 15-16

¹⁵ Römerbrief 9, 18

¹⁶ Matthäus 2

¹⁷ Matthäus 2, 14-15

¹⁸ Matthäus 5-7

¹⁹ Matthäus 5, 11-12

²⁰ Matthäus 6, 20

²¹ Matthäus 5, 20

²² Matthäus 6, 28-30

²³ Matthäus 7, 24-26

²⁴ Matthäus 5, 17

²⁵ 2. Buch Mose 20, 5-6

²⁶ 2. Buch Mose 20, 2

²⁷ 5. Buch Mose 11, 26-28

²⁸ 2. Buch Mose 32, 10

²⁹ 4. Buch Mose 15, 32-36

³⁰ 5. Buch Mose 21, 18-21

³¹ Sprüche Salomos 13, 24

³² 2. Buch Mose 21, 12

³³ 2. Buch Mose 21, 13

³⁴ 2. Buch Mose 32, 26-29

³⁵ Wie man beispielsweise in Rießinger (2008) – (2012) nachlesen kann

